

Der Schriftsteller Xaver Herzog

Walter Haas

Wahrscheinlich sind nicht alle von Ihnen tägliche Leser und Leserinnen des Schriftstellers Xaver Herzog. Das ist niemandem zu verargen – aber für mich ist es ein Problem. Ich habe mir vorgenommen, nie mehr über einen Schriftsteller zu sprechen, von dem die Zuhörer nichts gelesen haben, denn es ist nicht anständig, über einen Wehrlosen zu reden, ohne ihn vorher anzuhören. Diesen Widerspruch kann ich nur so lösen, dass ich Ihnen einen Text von Xaver Herzog vorlese. Ich habe einen kurzen Text ausgewählt, da hier ja eigentlich ich für mein Honorar sprechen sollte und nicht der Alte Balbeler, und ich habe einen Text ausgewählt, der zu meinem Thema passt. Und dass ich nicht weiss, ob es sich dabei um eine Geschichte oder um eine Skizze oder um was für eine Art Text immer handelt – auch das passt zu meinem Thema. Das Stück ist 1865 in Herzogs eigener Zeitschrift „Der katholische Luzernerbieter“ erschienen. Und es geht so:

Wie es ungefähr unterm Volke mit der Literatur aussähe

Die Schulen kosten viel Geld, nehmen die schönste Zeit des Menschenalters in Anspruch, verursachen der Jugend grosse Mühe und viele bittere Tränen, wohl auch Freude, aber das Ergebnis ist zu all' diesem Aufwand in keinem Verhältnis, das gemeine Volk weiss wenig mit seinen wissenschaftlichen Errungenschaften anzufangen, weiss sie leider weder zu schätzen noch zu benützen. Ich will nun hier an einer einfältigen Geschichte diese Wahrheit anschaulich zu machen suchen, zum Trost der Gelehrten, der Schriftsteller und zur Belehrung des Volkes.

Bekanntlich haben die Leute nie so viel Geld, sind nie so reich, als wenn sie heiraten wollen und wenn sie wirklich heiraten. Der Bub meint: „Ja, da habe ich eine Reiche getroffen; wenn sie auch jetzt noch nichts oder nicht viel hat, so kann sie noch brav erben“, und zählt nun das ganze Geschlechtsregister auf von solchen Vettern und Basen, die entweder nichts haben oder die noch heiraten oder ihre Sache verbrauchen oder am End andern vermachen, testieren. Die Braut sagt: „Da bin ich doch gefällig, dass ich diesen Bursch bekommen, er hat freilich keine zeitlichen Mittel, aber er kann ein Handwerk, er ist hauslich und anstellig, und das ist mehr wert als bar Geld.“

Dann haben sie aber auch genug Geld, wenn sie wirklich heiraten: Die Schriften auf der Kanzlei für die Heiratsbewilligung werden auf der Stelle bezahlt, blank und bar, und wenn es noch etwas herausrifft, so schiebt es der Hochzeiter zurück: „Das ist Trinkgeld“. Die Braut, wenn sie für den Taufschein 50 Centimes bezahlen soll, nimmt ein nagelneues Portemonnaie heraus und wirft einen ganzen Napoleon auf den Tisch, sie habe keinen Münz!

An der Hochzeit selber und schon acht Tage vorher und vielleicht auch noch acht Tage nachher, da ist überall Geld genug, da fragt man nur: „Was kostet's, oder was sind wir schuldig“, versteht aber hierunter nicht die alten, sondern die allerneusten, eben jetzt gemachten Schulden. Wir wollen hier so ein Paar beim Einkaufen begleiten, da wird man sehen wie sie markten und wofür sie allein kein Geld haben!

Morgen früh fahren sie ab, nach der Stadt zum „Einkaufen“, der Bub holt 's Meitli ab, oder so ferne dieses anderswo wohnt, bringt es ein Vetter oder es steht dem Bueb, oder Hochzeiter, irgendwo am Weg, wartet ihm in einem Wirtshause. Alle Wagen, alle Fussgänger, alle Schäsen werden von ihnen eingeholt, das Pferd dampft wie eine Lokomotiv, kaum können die Leute sagen: „S'ist s'Ammanns Hans und – die andere hab' ich nicht gekannt“ – so schnell ist er bei ihnen vorbeigeschnützt!



In der Stadt angekommen essen sie eine Portion und Wein, dann geht das Einkaufen an: zuerst die Nastücher, so ein Stucker achtzig, ein Gilet für den Pfarrer, damit er nicht so streng ist im Examen, drei seidene Halstücher für die andern Geistlichen, und ein halbseidenes für den Götti. Nun die Maien und noch etwas Krömli für da und dort zum Austeilen. Das alles wird nun wieder in's Wirtshaus gebracht und eine zweite Portion gegessen und getrunken.

Jetzt geht's in Tuchladen! Auf den ersten Blick erkennt die Krämerin ihre Leute, und s'Herz lacht ihr schon, sie lässt alles andere stehen, übergibt gewöhnliche Kunden mit einem Augdruck der Gehülfin und frägt die Eintretenden nicht lang: „Was wär ich lieb?“ sondern sie sieht gleich, dass das ein Paar ist und was für eins!

„Hier hab ich euch ein Tüchlein, ich habe es die ganze Fasnacht noch keiner Braut auch nur gezeigt, und hab' doch schon wohl 300 Hochzeiten hier im Laden gehabt, aber ich habe warten wollen, bis auch einst eine Braut komme, die zu dieser Moiré passe, einer jeden hätte ich sie nicht einmal gegeben; wenn's Zeug d'Leut zweg macht, so machen d'Leut auch s'Zeug z'weg. So eine Moiré findet ihr keine, geht so weit ihr wollt, hier in der Stadt hat nur die Oberrichterin Huppelmann von dem gleichen Zeug, das ist aber auch ein Stoff, wenig Kirchen, wo sie so schöne Messgewänder haben. Ja, man ist nur einmal Hochzeiterin, und der Hochzeiter hier vermag's, dem seh' ich's an und er gönnt's ihr. Unter 14 Franken kann ich's nicht lassen, und es ist nur ellenbreit, ich weiss es wohl, und so 12 Ellen werdet Ihr brauchen mit den Aufschlägen und Tschöpli, eine Jüppe um 200 Franken – das ist viel – aber wenn dann die Braut 2000 Franken schöner ist, so ist doch das alles nichts und s'Zeug ist gut und gut in der Farb!“

Die Jungfer macht freilich und tut, als ob sie dessen nicht wert wäre, aber der Hochzeiter fragt nur: „Ist sie dir zu schlecht, so nimm eine schönere“, und so ist der Handel geschlossen. Nun aber muss der Hochzeiter auch noch seinen Wix haben, und da überbietet sich nun die Braut und will nun auch das Schönste im ganzen Laden, das ist so Brauch, und die Frau Fixle ist die rechte, um so einfältige Bauernleut, die heute an kein Sparen sinnen, zu erwischen.

Nachdem sie da so 400 Franken dahintengelassen, geht's zum Goldschmied. Einen Rosenkranz kauft man da nicht, das wäre zu altväterisch, und ein Kreuzlein auch nicht, die sind nicht mehr Mode, sagte jene Hochzeiterin, und zudem wird es jetzt Kreuz genug geben – hingegen macht er seiner Braut eine Verehrung, natürlich mit einem schönen, schweren goldenen Ring, und sie ihm; ferner kauft er ihr eine goldene Halskette und sie ihm, sie mag es nun vermögen oder nicht, eine silberne Uhrenkette, und da der Goldschmied sieht, dass noch viel Geld im „Monnais“ ist, wie jene dem Geldsäckel gesagt, so nimmt er ein schönes goldenes Uhrli herab und haltet es so an die Seite der Braut, und sagt: „Das stände jetzt noch gut, eine Ankeruhr, sie geht 14 Tage und nur alle halb Jahrhunderte muss man sie ausputzen lassen“ – das Mädchen schaut den Kerl an, als wollte es sagen: s'wär denk doch z'viel, nimmt das Uhrlein aber doch in die Hand wie Eva den Apfel, und der Bräutigam sagt: „Nun, s'geht in die gleiche Rechnung, grad' dazu“, und so zeigt ihm der Goldschmied auf dem Papierli, dass es 400 steht, „aber ich gebe es euch für 380 Fränkli“. Nun wird summiert, das Mädchen dankt, und sie gehen einige 100 Franken leichter hinaus als sie hineingegangen waren.

Aber jetzt haben sie doch „afangs“ Hunger, die Morgenportionen sind in der Stadt bei weitem nicht so gross wie auf dem Land, und so ein Portiönli Lebere so an einen Hochzeiter, das heisst nur seinen Appetit aufstacheln, ist gerade wie für den Bonaparte Savoyen und Nizza! Drum gehen sie jetzt zu Schneidern, da soll es viel geben und doch wohlfeil, und essen da, und sodann gehen sie nicht mehr gerne in's morgige Wirtshaus, Mittag zu machen, weil vielleicht der Wirt meint, sie essen jetzt nicht mehr zu Mittag bei ihm, weil sie bereits zweimal Portionen dort „logiert“ haben, und so haben sich die Hochzeitleute doch etwas geniert.

So lange die Ehe dauert, von der blechernen bis zur silbernen, und von da bis zur goldenen, findet man nie eine solche Freigebigkeit wie heut beim Einkaufen und hier, als es hiess: „Was wär ich lieb?“

„O“, sagt der Herr, „wir haben eigentlich schon etwas wenigens gehabt, aber wenn man so in der Stadt herumspringen muss, bekömmst man doch Appetig, und heut morgen hab' ich noch gar nichts essen mögen.“

„Ja, so ist's mir auch gegangen, wenn man so pressiert, es will einem nicht hinab“, versicherte die Braut, „bringet etwas und eine Halbe!“

So ein Aufwart kennt aber seine Pappenheimer, er fängt nur so spielend mit ihnen an, gibt nicht gleich das Beste und „Fuhrendste“, sondern etwa ein Hirneli, etwas Voressen samt den Beinen.

„I cha mit dem nüd afo“, sagt der Hochzeiter und wirft ein Bein um's andere unter den Tisch. Nun kommt erst das eigentliche Essen und unglücklicherweise Sauerkraut mit so halb ange-trocknete Ripplene. Jetzt ist dem Hans, so heisst der Hochzeiter, nicht mehr zu helfen, denn auf der Welt f... er nichts so gern, und sie meint auch, sie könnte sich z'todt essen; indessen stirbt keines daran, eher müssen die drei Bratwürste haarlassen, als sie – obschon ein Zöpflein verschont wird, denn es ist keine Schlacht so gross, dass nicht einer davon kömmt.

Beim Braten meinen sie doch, es könnte es bald tun, indessen „ein Gäbeli voll Salat“ und dann noch ein Schnäfel Braten schadet doch nichts. Jetzt kommt noch eine Halbe, der Auf-wart hätte aber nur halb bringen sollen, damit sie aber desto eher trinken mögen, bringt er ihnen noch etwelche Hammen- und Zungenschnittli, von denen der Hans fünf auf einmal an die Gabel steckt. Jetzt sind beide ungemein holdselig, das Meitli nimmt seine Uhr jede Minute hervor und fährt dem Bub mit seinen Kappenspitzen fast in die Augen, und als er seine Börse hervornahm und zehn Franken an die Ürte gab, wollte es ihm mit Gewalt einen schönen „Monnais“ kaufen, aber er tat es nicht, sie wollen erst zum Vetter gehen, bei dem nehmen sie s'Kaffee.

Aber der Vetter war nicht daheim, und die Frau sagte nichts von einem Kaffee, und legten zwei prächtige Fazzenetli auf den Tisch und haben sie zur Hochzeit geladen; jetzt wurden sie wild und räsonierten über die Städtler, wie die keinen Verstand haben, bei ihnen möge man nie genug „überthun“ (kochen), wenn so einer komme, aber der Geiz fresse sie noch; nun, der soll auch wieder kommen mit seinem Fuchslie – liefern noch zweimal beim „Schwanen“ auf und ab, und der Hans hätte noch fast Lust gehabt, seine Geliebte in den „Schweizerhof“ zu führen und noch eine Butelle Roten zu trinken. „Doch wir müssen im „Engel“ auch noch was haben“, meinte sie.

Und nun – „Haben wir jetzt alles?“ – stellten sie noch eine Art Gewissenserforschung an.

„Ja“, sagte sie, „ich hab' den Kindern versprochen, ich wolle jedem ein Betbüchli heimkra-men, wo ist au s'Räbers Laden!“

„A ba, hättest du ihnen ein paar Weggli gekauft oder eine Aufhänkwurst, sie haben ja noch genug Büchle, sie verlieren sie ja doch nur, und der Pfarrer kann ihnen ja geben, das ist seine Sache.“

„Nein, ich habe es ihnen versprochen.“

„Nun, wir gehen dort vorbei.“

Und nun haben beide hier eine ganz andere Ökonomie: „Habt Ihr auch Betbüchle, aber nur schlechte, von den allerwohlfeilsten, nur so für Kind, sie sind bald schön genug zum Verreis-sen!“

„Hier sind“, und so zeigte er ihnen von den schönsten mit Goldschnitt und Pressband, schö-nen Bildern – aber da hiess es:

„Tut die nur weg, welches sind die wohlfeilsten? Was! 50 Centimes so ein kleines Büchli, s'ist ja nichts dran! Ich nehme drei, aber dann lasst Ihr sie mir für 12 Batzen!“

„Ich kann nicht!“

„Für 13 Batzen, mehr geb' ich nicht.“

„Ich kann nicht“, sagte der Commis.

„Nun, so behaltet sie“, sagte die Braut, und beide zogen vom Buchladen weg und meinten, das sei ein Teurer, nur um Papier so viel zu heischen, der könne ihm gestohlen werden, die

Städter meinen, sie dürfen nur heischen, wenn man vom Land hinein kommt, man sei nur da, um ihren Staat zu zahlen und ihre schönen Häuser, aber so dumm sind die Bauern nicht! „Ich will ja den Kindern lieber etwas zum Essen kaufen, ein Büchle können sie ja doch nicht essen“, belferte die köstliche Hochzeiterin. Man spielte gerade auf beim „Rössli“, als sie da vorbei gingen, und der Hans hätte noch fast Lust gehabt; aber sie drängte, sie müsse noch zum Zuckerbeck, und kaufte zwei Pakete Feuerstein, Mandeln, Hirzehörnli: „Die Kinder haben mehr an dem als an den türen Büchlenen, man kann sie doch auch essen, aber s'Papier nicht.“

Nun aber endlich zum „Engel“! Hier durften sie nicht anders: „Wir müssen da auch noch eine Flasche haben, obschon mir nicht mehr zum Trinken ist, und essen möcht' ich gar nicht mehr“, versicherte der Hochzeiter, und nun hielten sie eine Halbe, und da der Kellner fragte: „Nehmen Sie auch noch etwas an die Gabel, kalte Pastete?“ und da der Hans nicht gerade ausschlug, so war schnell eine Gallertpastete da samt Geschirr. Die beiden Leute sahen sie zuerst entschieden feindselig an, endlich aber riet der Bräutigam, doch zu sehen was drin sei, riet zum Anhauen, sie müssen sie ja doch zahlen, und so schleppte er ein Stück auf den Teller heraus und gab dem Anni das andere: „Warum hat uns der Vetter kein Kaffee gegeben!“ Nun liessen sie aber doch anspannen, zum Baslertor hinaus, und jetzt hatte die Sache ihre Richtigkeit.

Wie Anni heim kam, packte es gleich aus, gab den Kindern das Zuckergeschmäus und fing wieder an, dass es für ein kleines Büchle hätte fünf Batzen bezahlen sollen, da habe es gedacht, die Kinder haben lieber etwas, das sie auch essen können, und die Eltern meinten, die Schulbücher und Papier kosten sonst immer, es habe recht gehabt, man könne die Bücher nicht essen.

So geht und steht es mit der Aufklärung!

War das jetzt eine Geschichte, eine „einfältige Geschichte“ gar? Wahrscheinlich doch eher eine volkskundliche Skizze über gewisse Bräuche, die unter der ländlichen Luzerner Bevölkerung des 19. Jahrhunderts mit der Heirat verbunden waren: Das junge Paar fährt in die Stadt und staffiert sich da für das Hochzeitsfest aus. Man weiss, was man zu kaufen hat, z.B. Taschentücher als Geschenk für diejenigen, die man einladen will, etwas bessere Geschenke für die Geistlichkeit, dann aber vor allem das, was es zur Bekleidung der Hochzeitsleute braucht; man kauft natürlich Stoff, nicht Konfektion, weil es das damals noch kaum gab. Man weiss nicht nur, was gekauft werden muss, sondern auch, wer zu bezahlen hat: Der Bräutigam stattet die Braut aus, die Braut den Bräutigam. Ebenfalls zu den Bräuchen gehört, dass das Geld locker sitzt, dass man einkehrt und es sich gut gehen lässt – bis an die Grenzen der körperlichen Möglichkeiten. Man geht auch bei den Verwandten vorbei, wie es sich gehört, ist aber nicht darauf gefasst, dass die Städter nicht immer zu Hause anzutreffen sind. Dieser volkskundliche Inhalt ist für uns nicht ganz uninteressant, denn die Ehevorbereitungen verlaufen heute wohl doch etwas anders. Wenn Herzog sie aber für erzählenswert hielt, dann auch deswegen, weil sich damals das Land und die Stadt mit ihren unterschiedlichen Sitten fremder, oder vielleicht besser: distanzierter, gegenüberstanden als heute.

Die Leute vom Land sind gezeichnet als etwas naive und ziemlich materialistische Menschen, die den Bräuchen konservativ treu sind, auch wenn sie zu Magenverstimmungen führen. Trotzdem erscheinen die Städter unvorteilhafter. Ihr Bestreben geht dahin, von der traditionellen Einstellung der Leute vom Land zu profitieren und ihnen möglichst viel Geld abzuknöpfen, sei es für überteuerten Stoff oder für viel mehr Essen, als sie vertragen. Sogar der Comis in der Buchhandlung Räber versucht es zuerst mit den teureren Büechli, hier aber erweist sich der ländliche Materialismus als dem Geist überlegen.

Mit dieser Szene kommen wir zum eigentlichen „Thema“ des Textes. Herzog zeigt, dass der ländliche Materialismus wenig Verständnis für die geistigen Werte hat, für so „Büchli, die man nicht essen kann“. Aber was ist denn nun eigentlich die Moral von der Geschichte?

Ein gewöhnlicher Mensch würde wohl meinen, die Moral sei etwa: Sorgt für die Bildung des Volkes, damit es sich nicht mehr von den Städtern betrügen lässt und gewillt ist, aus den Büchern geistigen und geistlichen Nutzen zu ziehen! Doch der Verfasser hindert den gewöhnlichen Menschen daran, diesen Schluss zu ziehen: Herzogs Skepsis gegenüber der Schule kommt schon im ersten Absatz deutlich zum Ausdruck, ihr „Ergebnis ist zu all' diesem Aufwand in keinem Verhältnis“, meint er, und wenn er sagt, das „gemeine Volk weiss wenig mit seinen wissenschaftlichen Errungenschaften anzufangen, weiss sie leider weder zu schätzen noch zu benutzen“, dann schiebt er zwar ein kleines „leider“ ein, aber man weiss nicht recht, ob es ihm ernst ist damit. Ebenso geht es einem mit dem Schluss-Satz: „So geht und steht es mit der Aufklärung!“ Hier fehlt sogar das „leider“, und man fragt sich, ob man es mit dem kleinen hämischen Ausruf eines Aufklärungsgegners und Sonderbundsverlierers zu tun hat oder im Gegenteil mit einer verkappten Aufforderung zu besserer Aufklärung.

Die Moral oder vielleicht besser die Tendenz von Herzogs Skizze ist in keiner Weise stringent. Das scheint mir eine durchgehende Eigenschaft aller seiner Werke, seien sie nun eher Geschichten oder eher Abhandlungen. Sie fangen irgendwo an und hören irgendwie auf. „Es geht mir etwas im Kopf herum, aber unbestimmt, nicht gehörig klar und formuliert, alles ist noch in blosser Dämmerung, ohne Sicherheit des Ausganges, des Zieles, der Hauptperson“.¹ Die meisten seiner Ideen *bleiben* unbestimmt. Sicher war für ihn nur der weltanschauliche Hintergrund. Der Katholik muss „die wahre Religion nicht suchen, wir haben sie“²; immerhin fügt er bei: „Deshalb ist alle geistige Tätigkeit nicht ausgeschlossen; wir sollen sie [die Religion] immer besser verstehen lernen, durch die Kirche hindurch“.³ Es ist mir nie ganz klar geworden, was bei Herzog „verstehen“ heisst, nicht einmal, wie er die „Kirche“ oder die „Religion“ auffasste. Auch seine Geistlichen sind häufig keine idealen Gestalten, aber nur, weil sie eine schlechte Wirtschaft führen oder gegenüber liberalen Ideen allzu offen sind – unsichere Kantone im Parteienstreit seiner Zeit. Aber sie leiden kaum an Gewissens- und Glaubenszweifeln, die Religion, wie wir sie auffassen möchten, ist gar kein Problem – was seine Priestergeschichten ziemlich uninteressant macht.

Dem Gegensatz der Parteien ordnet Herzog alles unter. Was von der liberalen Seite kommt, ist unproblematisch, es wird bedenkenlos verurteilt. Problematischer ist die katholisch-konservative Seite. In seiner „Abhandlung“ über die Frage „Warum sind die Katholiken ärmer als die Protestanten“ sieht er durchaus, dass die alte Art zu wirtschaften häufig widersinnig und selten profitabel ist. Aber da die konservativen Katholiken ja die wahre Religion haben, muss auch dieser Nachteil seinen religiösen Sinn haben: „Indem nun aber Gott seine Kinder, die Katholiken, vor allzu grossen Reichtümern bewahrt, bewahrt er sie zugleich vor ihren Gefahren und will sie so schützen vor der Liebe zur Welt und sie gleichsam zwingen, den höhern Gütern sich zuzuwenden und mit der Armut des Leibes zugleich die Armut des Geistes zu erwerben und lieb zu gewinnen“.⁴

Es ist zweifellos eine krude Prediger-Logik, die Herzog da vorexerziert, aber da er die „wahre Religion schon hat“, sei ihm auch zugestanden, dass er die Absichten Gottes so intim kennt. Aber für die Klügeren selbst unter den Sonderbundspfarrern ging Herzogs inkonsequentes Argumentieren und intolerantes Polemisieren schon damals zu weit.

¹ Egli, p. 154

² Luzerner Poeten, p. 158

³ Luzerner Poeten, p. 167

⁴ Luzerner Poeten, p. 167

Heute ist Herzog vollends ein historisches Phänomen geworden. Inhaltlich können seine Texte ein gewisses Interesse beanspruchen als Zeugnisse seiner Zeit, als Illustrationen der Denkart und der Befindlichkeit eines Teils der damaligen Luzerner Bevölkerung und des Klerus, als volkscundliche Quellen. Herzog fing erst *nach* dem Sonderbundskrieg wirklich zu schreiben an, und sein Schreiben zeigt, wie die Unterlegenen des Kriegs sich zunächst in blinde Ablehnung aller Neuerungen der Zeit retteten, von der Volksschule über das Militär bis zum Bundesstaat. Angesichts der Tatsache, dass das unterlegene Luzern zwar *radikal* aber nicht besonders *liberal* regiert wurde, sind Herzogs Schriften, die diese totale Opposition laut werden lassen, auch ein Zeugnis persönlichen Muts. All dies ändert nichts daran, dass wir als heutige Leser mit den Schriften des Alten Balbelers nur noch wenig anfangen können.

Dennoch leiden wir nicht bei der Lektüre. Herzogs Texte haben nicht jeden Reiz verloren. Und der Reiz liegt genau in dem, was man ihm auch als Fehler vorgeworfen hat. „Es geht mir etwas im Kopf herum“, sagte er, und „wie es mir kommt, so schreibe ich es, und wie ich's geschrieben habe, so schicke ich es ab und damit basta“.⁵ Man würde heute sagen, Herzog habe „aus dem Bauch heraus“ geschrieben, oder etwas technischer: Er habe eine assoziative Schreibweise gepflegt. Man darf wohl in dieser Art zu schreiben ein Abbild seiner mündlichen Erzählweise sehen, und ihr hat er seit Studententagen einen soliden Ruf als guter Unterhalter verdankt.

Nehmen wir unsere „Geschichte“. Herzog fängt an, über die Volksschule zu stänkern, wie es sich für einen konservativen Geistlichen gehörte, der die „Verstaatlichung“ der Schule nicht gutheissen konnte. Dann aber fällt ihm ein, dass selbst die staatliche Volksschule ihr Gutes haben könnte, und seine Geschichte (von der er bekanntlich ja nicht wusste, wohin sie führen wird) nähert sich einer Tendenzschrift zur Verteidigung der Schulbildung an.

Auch im Einzelnen liessen sich die Folgen seines Dahinschwatzens nachweisen. So ist zwar mehrmals vom Gasthaus „Engel“ die Rede, man merkt aber erst am Schluss, dass so das erste Wirtshaus geheissen haben muss, in dem das Paar am Morgen abgestiegen ist, und wo offenbar Pferd und Wagen eingestellt wurden. Da dem Leser das zu spät klar wird, hat er Mühe zu verstehen, warum die Verlobten nicht im „Engel“ zu Mittag essen wollen; es scheint darum zu gehen, dass die Verlobten meinten, dass der Engelwirt meinen könnte, sie ässen auch gar viel, da sie ja nach der Ankunft bei ihm bereits zweimal „eine Kleinigkeit“ gegessen hätten, und sie müssten sich deshalb genieren; vielleicht auch fürchteten sie umgekehrt, beim dritten Mal nicht ausreichend bedient zu werden. Das wird zwar weder logisch noch narrativ ganz klar, und dennoch glaube ich nicht, dass Sie unter diesen Mängeln gelitten haben – im Lauf der Erzählung verstehen wir, worum es im Moment geht, und wir warten auf den nächsten vergnüglichen Einfall.

Wir merken nämlich bald, dass Herzog zwar dahinschwätzt, aber in einer gewissen Weise kunstvoll: Die Kunst des Erzählens beginnt bei ihm mit einem pointierten Einfall und hangelt sich dann von Einfall zu Einfall weiter. Bei dieser Technik konnte sich ein politischer Kopf wie Herzog natürlich auch nicht gegen Einfälle wehren, die ihm aus der Tagespolitik zuflogen. In unserer Geschichte etwa geht es nicht ab ohne zumindest eine Erwähnung Napoleons, natürlich des Dritten. Der Bonaparte fällt Herzog ein, wenn er vom Leberli erzählt, das den Appetit des Bräutigams so wenig zu stillen vermag wie Savoyen und Nizza jenen des Kaisers. Diese Gebiete waren erst 1860 vom Königreich Italien an Frankreich abgetreten worden – zum Missvergnügen der Schweizer Regierung, die auch „Appetig“ darauf gehabt hätte. Damit wird der groteske Leberli-Vergleich hochpolitisch. Für Herzog aber stand der Witz *an sich* im

⁵ Egli, p. 154

Vordergrund, er war, nach eigener Charakterisierung, „Humorist“, die stringente Tendenz ist ihm viel weniger wichtig. Als Gegner des Bundesstaats und des Schweizer Gesandten Dr. [Johann Konrad] Kern musste ihn die Niederlage des eidgenössischen Staates in der Savoyerfrage mit Schadenfreude erfüllen, aber was hat Herzog mit dem Aufstacheln von Napoleons Appetit gemeint? Richtet sich das gegen Napoleon wegen seiner „Gefrässigkeit“? Oder ist es eine Drohung an den Bundesrat? Für den gewitzten Erzähler sind diese Fragen im Moment des Erzählens zweitrangig, er investiert in die Komik des Vergleichs zwischen Savoyen und dem Leberli. Und gewisse Formulierungen, die er gelungen findet, wiederholt er ungescheut mehrere Male, etwa dass man die Bächli nicht essen könne.

Herzogs Humor liegt, wie unsere ganze Erzählung zeigt, in der leichten Satire, die auch diejenigen Menschen nicht auslässt, die ihm eigentlich am Herzen liegen. Wenn man nur den rechten Glauben hat, kann man über die verbleibenden Schwächen bedenkenlos lachen – und giftig wird die Satire des Alten Balbeler kaum je. Das war wohl auch das Geheimnis seines verbürgten Erfolgs als Seelsorger.

Zur Authentizität des Erzählens gehört untrennbar Herzogs Sprache. Sogar Elisabeth Egli, seine verdienstvolle Biographin, tadelte noch um 1945 seine „nie dagewesene Nachlässigkeit der Form“,⁶ und der Berner Germanist Otto von Greyerz hielt Herzogs Prosa für geeignet, abschreckende Beispiele für ein Übungsbuch für Sekundarschüler zu liefern.⁷ Herzogs Hochdeutsch ist mündlich gedacht und kommt so den allerneuesten Vorstellungen der pädagogischen Hochschulen entgegen. Das macht sich vor allem in der Syntax bemerkbar. Nehmen wir den Satz von der Gallertpastete nochmals vor:

Die beiden Leute sahen sie zuerst entschieden feindselig an, endlich aber riet der Bräutigam, doch zu sehen was drin sei, riet zum Anhauen, sie müssen sie ja doch zahlen, und so schleppte er ein Stuck auf den Teller heraus und gab dem Anni das andere: „Warum hat uns der Vetter kein Kaffee gegeben!“

Das ist nicht der Stil eines wohlgesetzten Besinnungsaufsatzes, und ich hatte seinerzeit meine liebe Not damit, solche Passagen mit den korrekten Satzzeichen des logischen Schuldeutsch zu versehen. Ist die Stelle deswegen ein abschreckendes Beispiel? Das würden wir kaum mehr zu behaupten wagen, im Gegenteil: Es ist der Stil eines versierten Erzählers, der weiss, wie man eine Handlung auf Tempo und seine Zuhörer zum Lachen bringt. Freilich, für eine philosophische Abhandlung würde man wohl besser eine andere Präsentationsform wählen. Aber Herzog will hier ja auch keine philosophische Abhandlung schreiben. Problematisch ist bloss, dass er auch dann, wenn sein erster Einfall war, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, diesen Einfall nicht konsequent durchzuhalten vermochte.

Auch Herzogs Grammatik ist oft mündlich. Das ist nicht gleichbedeutend mit mundartlich. Zwar sind Interferenzen des Dialekts nicht selten, besonders an wenig auffälligen Stellen. In unserem Beispielssatz verrät die Wendung „kein Kaffee“ dass dahinter das mundartliche „kes Kafi“ mit neutralem Geschlecht steckt. Häufig aber ist die Sache verwickelter. „Das Anni“ heisst es in unserer Geschichte. Der Artikel bei Personennamen und gar der neutrale Artikel bei weiblichen Personennamen stimmen sicher mit dem Luzerndeutschen überein, aber solcher Artikelgebrauch ist auch in vielen mündlichen Varietäten des Hochdeutschen üblich. Sogar die kurzen Artikelformen wie „s'Anni“ deuten ebensosehr auf Gesprochenheit wie auf einen konkreten Dialekt. Auffällig ist auch, dass typische Mundartwörter beim alten Balbeler

⁶ Egli, p. 129

⁷ zit. bei Egli, p. 130

recht selten sind. Der gewiegte Erzähler riskiert ungern, durch unverständliche Provinzialwörter seinen Erfolg bei den Zuhörern aufs Spiel zu setzen

Ich habe gesagt, wir müssten nicht nur leiden bei der Lektüre des alten Balbeler. Auch wenn seine abstruse Logik, seine überholte politische Polemik, seine ultramontanen Themen keinen literaturbegeisterten Hund mehr hinter dem Ofen hervorzulocken vermögen. Damit musste sich der Alte Balbeler schon zu Lebzeiten abfinden. Trotzdem haben einige seiner Texte nicht jeden Reiz verloren. Was uns an ihnen noch gefällt, ist die satirische Gabe des Alten Balbeler und unerwarteterweise etwas Formales, etwas durchaus Ästhetisches. Herzog hat es von der volkstümlichen Erzähltechnik geborgt, und ihr können auch wir Siebenmalklugen aus dem so fortschrittlichen übernächsten Jahrhundert uns nicht ganz entziehen.

Egli, Elisabeth, *Der alte Balbeler – Pfarrer Xaver Herzog von Ballwil (1810-1883) und sein Anteil an der Luzerner Publizistik des 19. Jahrhunderts*, Luzern 1947.

Herzog, Xaver, *Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schiessset und andere Geschichten vom alten Balbeler*, hrsg. von Walter Haas (Luzerner Poeten, Bd. 5), Hitzkirch 1983.